

Renata Schwarz



Von Mainz nach La Paz

Kindheit eines jüdischen Mädchens in Deutschland
und Flucht nach Bolivien

Frühe Kindheitserinnerungen

Ich wurde in Groß-Gerau, einer Kleinstadt in Hessen, geboren. Sie liegt in einem sumpfigen Flachland, dem „Ried“, und ist von Wiesen, Wäldern und Flösschen umgeben. Groß-Gerau ist nicht weit von mehreren großen Städten entfernt und war damals ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt – sogar die Fernzüge fuhren hier durch und hielten, auch der berühmte „Rheingold“.

Ich stamme aus einer deutsch-jüdischen Familie. Was das bedeutet, lässt sich nicht in wenigen Worten erklären. Meine Eltern waren wohlhabend, sie besaßen ein dreistöckiges Haus und ein eigenes Geschäft mit Filialen in einigen Nachbardörfern. Unser Haus fiel in der Kleinstadt als eines der größeren in unserer Straße auf. Mein Vater war Metzger von Beruf.¹ Er stellte auch selbst Wurstkonserven her und belieferte andere Geschäfte.

Ich war ein Einzelkind, auf das man sehnsüchtig gewartet hatte. Mein Vater hatte sich allerdings immer einen Sohn gewünscht. Als kleines Kind wurde ich verwöhnt, auch wenn ich das nicht so empfand. Ich war von Dienstboten umgeben, sah jedoch meine Eltern nur selten. Deshalb beneidete ich immer meine ärmeren Spielfreunde aus der Nachbarschaft, die stets mit ihren Eltern gemeinsam rund um einen einfachen Holztisch saßen und mit Holzlöffeln Suppe aus einer großen Schüssel aßen. Meistens gab es bei ihnen Kartoffelsuppe.

Meine Eltern gingen oft abends ins Theater oder Konzert in eine der benachbarten Großstädte, nach Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden oder Mainz. An solchen Tagen sah ich meine Mutter nur flüchtig, wenn sie in der Abendgarderobe und nach Parfüm duftend in mein Zimmer kam, mir einen Kuss gab und mich ermahnte aufzupassen, dass ich ihre Frisur nicht durcheinander brachte. Ich schlief ganz allein im ersten Stock unseres großen Hauses, da mein Kindermädchen jeden Abend mit seinem Freund ausging. Mich verfolgten schreckliche Wahnvorstellungen. Einen Sessel hielt ich im Dunkeln für einen Einbrecher, und ich hatte Alträume, aus denen ich schreiend erwachte. Im Stockwerk darüber wohnte unsere Hausgehilfin mit ihrem Mann und ihrem stotternden Sohn, außerdem unsere Waschfrau mit Familie. Darüber befand sich noch ein Dachboden.

Vielleicht hörte mich das Personal im zweiten Stock nachts nicht schreien. Auf jeden Fall kann ich mich nicht erinnern, dass jemals jemand ge-

¹ Sally Rosenthal, der aus Oberhessen stammte, hatte im Jahr 1920 bei der Heirat mit Lina Seelig aus Büttelborn eine eigene Metzgerei im Haus Darmstädter Straße 51 in Groß-Gerau eröffnet. Der Schwiegervater, Ferdinand Seelig, hatte das Haus als Mitgift für seine Tochter gekauft. Zur Geschichte der jüdischen Familien in Groß-Gerau und den umliegenden Gemeinden siehe: Angelika Schleindl, Verschwundene Nachbarn. Jüdische Gemeinden und Synagogen im Kreis Groß-Gerau. Hrsg. v. Kreisausschuss des Kreises Groß-Gerau, Kreisvolkshochschule Groß-Gerau 1990.

kommen wäre, um meine Tränen abzuwischen und mich zu trösten. Das Schlafzimmer meiner Eltern befand sich im selben Stockwerk wie mein Zimmer, ebenso das Herrenzimmer, das Esszimmer und ein sehr bequemes Gästezimmer. Außerdem gab es eine Wäschekammer, in der die Wäsche sortiert und gebügelt und in der auch genäht wurde. Meine Eltern kamen oft erst spät nach Hause, wenn sie ausgegangen waren. Meistens war es dann mein Vater, der noch in mein Zimmer kam und nach mir sah, wenn ich aus irgendeinem Grund gerufen hatte.

Im Erdgeschoss befanden sich das Geschäft und ein sehr großer Nebenraum mit einem riesigen Tisch darin. Er wurde meistens für Gesellschaften genutzt. Hinter dem Geschäft befand sich ein kleines Wohn-Ess-Zimmer, das von uns während der Woche benutzt wurde. Hier machte mein Vater wochentags auch sein Mittagsschläfchen. Von diesem Raum führten einige Stufen hinunter in eine große Küche. Dort nahm unser Personal seine Mahlzeiten ein: ein frühes Frühstück, das Mittagessen, den Nachmittagskaffee und das Abendessen. Im Erdgeschoss befand sich außerdem eine weitere Dienstbotenkammer und ein großes Badezimmer, das sogar mit einem Bidet ausgestattet war. Diese Vorrichtung faszinierte mich als Kind, da ich nicht wusste, wofür sie benutzt wurde. Der Badezimmerofen musste mit Kohle geheizt werden. Zwischen dem Erdgeschoss und dem ersten Stock, auf halber Treppe, gab es ein WC.

Vom Hof aus hatte man Zugang zu einem Anbau, in dem die Gehilfen und Lehrlinge meines Vaters schliefen. Außerdem befanden sich dort die Ställe, die Wurstküche, das Schlachthaus, eine Waschküche mit einem großen Kessel zum Wäschekochen und ein Holzschuppen. Darauf ließ mein Vater später noch einen Dachboden errichten, der hauptsächlich zum Wäschetrocknen genutzt wurde.

Aber das Allerschönste war unser Garten. Meine Mutter war eine leidenschaftliche Hobby-Gärtnerin. Sie importierte von überall her Blumenzwiebeln und war besonders stolz auf ihre wunderschönen Tulpen, Hyazinthen, Gladiolen und Rosen. Am berühmtesten waren ihre Tulpen: sie hatte eine tiefschwarze Sorte angepflanzt. Die Zwiebeln ließ sie aus Holland kommen. Außer den Blumen gab es hier viele Obstbäume. Ich kletterte gerne hinauf und aß die Früchte. Besonders schmeckten mir die schwarzen Kirschen mit Maden. Je mehr Maden darin waren, desto süßer waren sie. Meine Spielfreunde aus der Nachbarschaft und ich rissen oft Mutters Salat ab und aßen ihn, ohne ihn zu waschen, mit all den Würmern und Insekten, die darauf waren. Ich spielte gerne mit den Kindern aus Unterschichtfamilien. Sie kamen aus dem ärmsten Teil der Stadt. Zum Entsetzen meiner Mutter liefen bei ihnen fast immer die Nasen, sie waren ungekämmt und hatten immer schmutzige Hände. Deshalb durften wir nur in dem neuen Dachboden über dem Holzschuppen spielen. Es machte uns Spaß, nicht die Treppe zu benutzen, sondern zu versuchen, an den Bohnenstangen hochzu-

klettern, die bis zu den Fenstern des Dachbodens reichten. Ich erinnere mich auch noch an unser kleines Gartenhaus. Darin standen ein altes Sofa und ein Tisch. Es wurde hauptsächlich von meinem Kindermädchen für die Verabredungen mit seinem Schatz benutzt. Auch das übrige Personal nutzte es für solche Zwecke.

Mein Großvater wohnte im Nachbardorf.² Er war der Vater meiner Mutter und mein einziger lebender Großelternteil. Die Eltern meines Vaters waren im Ersten Weltkrieg gestorben, und auch meine Großmutter mütterlicherseits starb bereits, als meine Mutter noch ein junges Mädchen war, so dass sie damals die Verantwortung und Sorge für ihre jüngere Schwester, ihren Bruder und ihren Vater hatte übernehmen müssen.

Gerne besuchte ich meinen Großvater in seinem Haus. Über der Eingangstür war die Jahreszahl 1712, das Baujahr, eingemeißelt. Seitdem hatten darin mehrere Generationen der Vorfahren meiner Mutter gelebt. Später, im „Dritten Reich“, durfte das Haus wegen seines Alters nicht beschädigt werden, da es unter Denkmalschutz stand. Es war ein Fachwerkhaus, dessen weißes Mauerwerk in gleichmäßigen Abständen von roten Balken unterbrochen war, die rechteckige Felder bildeten.

Mein Großvater trank gerne Wein und war ein echter Weinkenner. Wenn irgendwo ein Weinfest stattfand, wurde er zum Kosten der Weine gerufen; er konnte mit geschlossenen Augen die einzelnen Sorten und Jahrgänge unterscheiden.

Am deutlichsten erinnere ich mich daran, dass er mir immer junge Vögel gab. Er züchtete Tauben, und wenn sie ein bestimmtes Alter und Gewicht erreicht hatten, gab er sie meiner Mutter, die ein leckeres Gericht daraus zubereitete.

Sonst habe ich kaum Erinnerungen an ihn, nur dass er dick war und gerne aß und Wein trank. Er starb nämlich bereits, als ich erst sechs Jahre alt war. Es fand eine große Beerdigungsfeier statt. Der Bruder meiner Mutter, mein Onkel, hatte eine wichtige Position in der Stahlindustrie. So kamen viele seiner Kollegen zur Trauerfeier, außerdem Verwandte, Freunde und Bekannte und die anderen Bauern aus dem Dorf. Bei letzteren hatte mein Großvater hohes Ansehen genossen; sie hatten ihn den „wilden Chajim“ genannt, obwohl er Ferdinand hieß. Aber der Vorname seines Vaters war Chajim gewesen, und so war ihm dieser Name sein Leben lang erhalten geblieben.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, dass ich im Alter von etwa vier Jahren mit meiner Mutter an die Ostsee, in den Badeort Misdroy³, fahren

² Renates Großvater war der Metzger Ferdinand Seelig in Büttelborn.

³ Misdroy, an der Nordseite der Insel Wollin an der Pommerschen Bucht gelegen, war seit Mitte des 19. Jahrhunderts eines der führenden deutschen Seebäder. Ab 1899 gab es eine direkte Eisenbahnverbindung von Berlin nach Misdroy. Seit 1945 zu Polen gehörend, ist das heutige Międzyzdroje der bekannteste Ostseebadeort des Landes.

durfte. Meine Mutter war eine schöne Frau. Ich erinnere mich, dass ihr viele Komplimente gemacht wurden, und man hielt sie für eine Spanierin. Außerdem hatte sie ihr Leben lang die Begabung, schnell Kontakt zu finden, wo immer sie sich befand, da sie vielseitig gebildet und eine interessante Gesprächspartnerin war. Besonders gut konnte man sich mit ihr über Politik unterhalten. Sie war auf diesem Gebiet stets bestens informiert und sehr belesen. In politischen Dingen besaß sie fast einen sechsten Sinn; sie ahnte Dinge voraus, die sich später tatsächlich ereigneten.

Zu jener Zeit war es an der Ostsee Mode, am Strand Anzüge zu tragen, die wie Pyjamas aussahen. Ich fand einen kleinen Freund, Klaus, dessen Mutter, eine sehr elegante Frau aus Stettin, sich mit meiner Mutter anfreundete. Dies war meine erste Eroberung. Klaus und ich spielten miteinander, bauten Brücken und Häuser aus Sand. Eines Tages verlief ich mich. Einem Ehepaar in einem Strandkorb, das kinderlos war, gefiel ich. Sie wollten mich behalten und versprachen mir alles auf der Welt. Meine Mutter suchte mich vergeblich. Schließlich wurde am Strand Alarm ausgelöst, ein Mann blies ein Horn, und alle machten sich auf die Suche nach dem kleinen schwarzhaarigen Mädchen im rosa Strandanzug. Sie fanden mich in dem Strandkorb des Paares, das mich nur ungern wieder hergab.

Später, als wir von den Ferien nach Hause zurückgekehrt waren, hörte ich, dass meine Mutter erste Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht hatte. Sie war einmal in den benachbarten Badeort gegangen, wo die meisten Gäste Adelige und höhere Militärs, Barone, Grafen und Junker in Offiziersuniformen waren. Dort sah sie quer über der Straße ein Spruchband hängen, auf dem stand: „*Juden sind hier nicht erwünscht*“ – und dies mehrere Jahre, bevor Hitler an die Macht kam!

Meine nächste Reise in ein anderes bekanntes Seebad, diesmal an der Nordsee, machte ich ein Jahr später. Ich wurde mit einer Organisation hingeschickt, der meine Eltern angehörten, der „Zion-Loge“. Es war ein Kinderferienheim auf Norderney, dem schönsten Ort, an den ich mich erinnern kann. Wir bekamen sehr gutes Essen, spielten im weißen Sand am Strand, und nachts ereigneten sich aufregende, unheimliche Dinge. Das waren die Spiele, die die älteren Kinder spielten und die uns kleinere erschreckten: Sie spielten Verstecken sowie Räuber und Gendarm – der Wechsel von Hell und Dunkel, der Schein der Taschenlampen draußen und die Dunkelheit drinnen, verbunden mit dem rhythmischen Geräusch der an das Ufer schlagenden Wellen des Meeres, ängstigten und faszinierten uns zugleich. Das Meer hat mein Leben lang seine Anziehungskraft für mich behalten. Ich sehnte mich immer ans Meer, besonders später, als ich lange Jahre vom Ozean und allen größeren Gewässern abgeschnitten war. Viel später, als ich wieder Gelegenheit hatte, im Meer zu baden, erinnerte ich mich stets an Norderney, das ich in meiner frühen Kindheit besucht hatte, und ich habe nie wieder einen Ort gefunden, der so schön war. Ich erinnerte mich an die

Sandburgen, die wir Kinder aus dem weißen Sand bauten, die hohen Mauern, Innenhöfe und das Burggebäude, das einige von uns verteidigen mussten, während die anderen versuchten, es zu erobern.

Etwas anderes, das mich faszinierte, war ein Kaleidoskop, das ein Kind besaß. Ich schaute gerne hinein und war beeindruckt von den ungewöhnlichen Figuren und Formen, die die bunten Steine immer wieder neu bildeten. Von da an wünschte ich mir immer ein eigenes Kaleidoskop, aber seltsamerweise kauften mir meine Eltern nie eines. Vielleicht vergaß ich, meinen Wunsch zu äußern. Sonst hatte ich alles, was sich ein kleines Mädchen nur wünschen konnte: Puppen, die gehen und sprechen konnten, Puppenhäuser, mehrere Bälle und vieles mehr. Meine Freunde waren immer sehr beeindruckt von meinen Spielsachen. Aber nie bekam ich ein Kaleidoskop, obwohl ich immer davon träumte.

Nach fünf Wochen waren diese wundervollen Ferien an der Nordsee zu Ende. Als meine Mutter mich am Bahnhof abholen kam, erkannte ich sie nicht gleich. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich zu Hause wieder eingewöhnt hatte.

Dann begann die Kindergartenzeit und die Zeit meiner ersten Liebe, falls man dies schon so nennen kann. Die Kindergärtnerin, Fräulein Entner, ließ mich in verschiedenen kleinen Theaterstücken mitspielen, sogar in Weihnachtsspielen, in denen ich als Jüdin die Rolle des Christkinds übernehmen musste, weil ich die Einzige war, die ihren Text auswendig behalten konnte. Denn wir hatten ja alle noch nicht lesen und schreiben gelernt. Außerdem kannte ich damals noch keine Hemmungen und war deshalb eine gute kleine Schauspielerin.

Mein kleiner Freund Horst spielte einen Engel. Er sah auch aus wie ein Engel. Er hatte blonde Haare, einen Pagenschnitt, und meistens wurde er von den Leuten für ein hübsches Mädchen gehalten. Vielleicht ist er daran schuld, dass ich in meinem späteren Leben immer für blonde Männer schwärmte. Er hatte außerdem große braune Augen mit einem schalkhaften Lachen darin, was ihn besonders anziehend machte. Wir waren unzertrennlich.

Ich dachte darüber nach, was eigentlich der Unterschied zwischen ihm und mir war. Warum war er ein Junge und ich ein Mädchen? Ich war sicher, wenn er einen Rock anzöge, wäre er ein Mädchen, und wenn ich eine Hose anzöge, wäre ich ein Junge. Ich konnte den Unterschied zwischen den Geschlechtern noch nicht begreifen und wäre viel lieber ein Junge oder ein Mann gewesen als ein Mädchen, da mir Mädchen wie Weichlinge vorkamen. Männer konnten in den Krieg ziehen und kämpfen und Eroberungen machen, während die Frauen das schwächere Geschlecht und offenbar weniger wert waren. Ich war ein richtiger Wildfang. Andererseits besaß ich auch durchaus weibliche Empfindungen. Zum Beispiel wünschte ich mir schon damals, später einmal zu heiraten und Kinder zu bekommen.

Horst und ich liefen oft durch die großen grünen Wiesen, die unsere Stadt umgaben. An einer malerischen Stelle gab es eine kleine Brücke über einen Bach, und als wir einmal dort standen und ins Wasser hinunterschaute, machte mir Horst einen Heiratsantrag.

„Versprich mir, Renate, dass du niemand anderen heiraten wirst als mich, wenn wir groß sind!“ sagte er.

„Ich schwöre es“, antwortete ich, und wir drückten einander fest die kleinen Hände, um den Pakt zu besiegeln.

Horst war der Sohn eines Beamten und stammte aus einer Mittelklassefamilie, war jedoch nicht jüdisch. Zu jener Zeit verstanden wir noch nicht, dass zwischen uns aufgrund unserer Religion ein Unterschied bestand. Wir dachten nicht einmal darüber nach. Er wohnte in einem hübschen Haus in der Nähe des Bahnhofs.

Er kam mich oft besuchen. Einmal pflückten wir all die wunderschönen Hyazinthen in unserem Garten und begannen, im Gartenhaus chemische Versuche zu machen, d.h. wir spielten Apotheke. Als mein Vater entdeckte, was wir mit den Blumen meiner Mutter gemacht hatten, wurde er so ärgerlich, dass er einen Stock nahm und damit Horst hinterherlief – nicht mir, obwohl ich genauso viel Schuld hatte, aber seine geliebte kleine Tochter konnte nichts falsch machen. Glücklicherweise konnte Horst schnell laufen. Er sprang über unsere Gartenhecke und war auf und davon, bevor mein Vater ihn erwischte.

In der Schule in Groß-Gerau

Mit sechs Jahren wurde ich eingeschult. Am ersten Tag bekam ich eine große, mit Süßigkeiten gefüllte Schultüte. Vermutlich wurden auch Fotos gemacht, als Andenken an diesen Tag. Aber für mich bedeutete dies nicht den Beginn eines schönen Kapitels in meinem Leben, auch wenn ich dies damals noch nicht wusste. Es war vielmehr der Beginn einer bitteren Zeit, in der ich für mein Verbrechen bezahlen musste – das Verbrechen, als Jüdin geboren zu sein.

Hitler hatte die Macht übernommen – es war das Jahr 1933.

Mein erster Lehrer trug die gelbe SA-Uniform. Er war ein recht gut aussehender junger Mann und trug eine Brille. Als Erstes brachte er den Kindern den Unterschied zwischen der arischen und der jüdischen Rasse bei. Er war auch gegen die Katholiken. Er schärfte den evangelischen Kindern ein, nicht mit den jüdischen oder den katholischen Kindern aus der Klasse zu spielen. Ich war zu dieser Zeit das einzige jüdische Kind in der Klasse, und er ließ es mich fühlen – mich, ein sechsjähriges Kind, das bisher die sonnigste und glücklichste Kindheit erlebt hatte! Die katholischen Kinder und ich durften morgens immer erst zur zweiten Unterrichtsstunde in die Schule kommen. Es gab ungefähr vier Katholiken in der Klasse, die übrigen waren alle Protestanten. Diesen wurde während der ersten Stunde „die

deutsche Religion“ beigebracht, die hauptsächlich in der Verehrung Hitlers und seiner Doktrin sowie in der Wiederbelebung der alten germanischen Mythen aus jener heidnischen Zeit bestand, als die Germanen noch nicht zum Christentum bekehrt worden waren und „diesen Juden Jesus“ anbeteten, wie er in Hitler-Deutschland genannt wurde. Jesus war kein Arier und taugte deshalb nicht zum Gott für die Herrenrasse. Die Nibelungensage wurde so etwas wie die Bibel, und der alte Gott Wotan ersetzte den Christengott. Die Katholiken wurden von den Nazis abgelehnt, da sie nicht nur zu dem Juden Jesus beteten, sondern auch noch seine Mutter Maria verehrten, die ebenfalls rassistisch minderwertig war.

Während des Unterrichts schickte mich dieser Lehrer fast täglich mehrmals aus dem Klassenzimmer, während er Nazireden hielt. Er bestrafte mich auch immer wieder ohne erkennbaren Grund. Ich musste oft in der Ecke stehen und in einer Bank in der letzten Reihe sitzen, neben einem „Zigeunermädchen“, das Carola hieß. Ihre Eltern lebten in einem Wohnwagen und waren Zirkusakrobaten. Zigeuner waren ebenfalls minderwertig und deshalb als einzige geeignet, die Schulbank mit einem Judenkind zu teilen. Carola war jedoch meiner Meinung nach keine Zigeunerin. Sie hatte dunkle lockige Haare und dunkle Augen, jedoch eine helle Haut; ihre Mutter war blond. Ihr Wohnwagen war sehr sauber, und sie sprachen ein perfektes Deutsch ohne jeden Akzent.

Während der Pause war es den anderen Kindern verboten, mit mir zu spielen. Ich stand alleine in einer Ecke des Schulhofs und weinte. So ging das eine ganze Zeit lang, bis jemand, der mich weinend in der Ecke hatte stehen sehen, zu meinen Eltern ging und es ihnen erzählte. Daraufhin wurde meine Mutter aktiv. Mit ihrem politischen Wissen und ihrem Hang zu Gerechtigkeit ließ sie sich nicht davon abbringen, zu den obersten Schulbehörden vorzudringen. Zu dieser Zeit war das noch möglich. Sie sprach mit dem Schulrat und erreichte, dass Herr Heimke, der Lehrer, an eine kleine Dorfschule strafversetzt wurde.

Mein zweiter Lehrer war kein Antisemit, aber er war sehr streng und fuchtelte gern mit seinem Stöckchen herum. Entweder schlug er den Kindern damit auf die Finger oder auf das Hinterteil. Aber dies traf alle ohne Ausnahme. Ich wurde nur einmal auf zwei Finger geschlagen, die ich danach zehn Tage nicht richtig bewegen konnte. Davon abgesehen verlief mein Schulbesuch von da an relativ normal. Die anderen Kinder kamen wieder scharenweise zu mir nach Hause und spielten mit mir.

Zu dieser Zeit erhielt ich auch jüdischen Religionsunterricht. Ich begann dadurch, meine eigenen Glaubensgenossen besser zu verstehen, und freundete mich auch mit Juden an. Ich hatte es schon immer genossen, samstags in die Synagoge zu gehen, hauptsächlich wegen der Streiche, die wir Kinder dort verübten – wir ärgerten die Frauen auf der Frauempore und im Waschraum.

Meine Mutter kam immer zu spät zum Gottesdienst. Manchmal kam sie erst, wenn er schon fast vorüber war. Dies gab Anlass zu manch scherzhafter Bemerkung. Vielleicht kleidete sie sich für den Sabbat-Gottesdienst immer besonders elegant und brauchte deshalb mehr Zeit, um sich fertigzumachen. Vielleicht schlief sie aber auch einfach gerne morgens etwas länger. Sie war eine sehr schöne Frau von mittlerer Größe, wirkte jedoch größer durch ihre aufrechte Haltung und ihren großen Kopf. Ihre Gesichtszüge und ihre ausdrucksvollen Augen waren beeindruckend – die Augen waren mandelförmig und dunkelbraun, und ihr kastanienfarbenes Haar hatte Naturlocken. Sie besaß eine imposante füllige Figur, so, wie die Männer in Deutschland zu jener Zeit die Frauen bevorzugten. Sie hatte auch sehr hübsche Beine. Ihre römische Nase und der üppige Mund verliehen ihrem Gesicht einen hochmütigen, interessanten Ausdruck, und die hohe Stirn verriet ihre Intelligenz. Mein Großonkel nannte sie einmal: „*du schöne Semitin mit deinem christlichen Blut*“, weil ihre Großmutter eine Christin gewesen war, die vor der Heirat mit meinem Urgroßvater zum jüdischen Glauben übergetreten war. Als meine Mutter jung war, hatte sie so schönes Haar, dass eine Herstellerfirma von Haarwasser sie für ihre Werbung fotografieren lassen wollte. Damals war sie noch ein junges Mädchen, und ihr Haar war so dick, dass sie es in drei anstatt in zwei Zöpfen flechten musste. Noch mit dreißig Jahren gewann sie einen Schönheitswettbewerb. Am Sabbat trug sie gerne weit ausladende Hüte, worunter ihr Gesicht besonders interessant aussah. Mein Vater sagte dann immer: „*Hier kommt sie mit ihrem Wagenrad.*“ Sie hatte einen ausgesprochen guten Geschmack und war stets sehr modisch und teuer gekleidet.

Mein Vater war groß, blond und blauäugig und sah aus wie ein typischer Deutscher. Er hatte überhaupt nichts Jüdisches in seinem Aussehen. Mehr als einmal hielten ihn Leute sogar für einen Nazi-Funktionär. Die Ironie des Ganzen war, dass er ein ganz überzeugter, orthodoxer und stolzer Jude war. Soviel er wusste, rann in seinen Adern kein einziger Tropfen Christenblut. Vater kam am Sabbat immer pünktlich zum Gottesdienst in die Synagoge.

Ich kann mich auch noch daran erinnern, dass am Sabbat am Rand des gartenartigen Parks, der vor der Synagoge angelegt war, immer mehrere christliche Frauen und Jugendliche herumstanden und neugierig die Juden, die zur Synagoge gingen, betrachteten. Sie sagten: „*Wir brauchen nicht nach Paris zu fahren, um zu wissen, was die neueste Mode ist. Wir müssen nur am Samstagmorgen hierher kommen und bekommen eine kostenlose Pariser Modenschau geboten. Die jüdischen Frauen sind immer von Kopf bis Fuß nach der neuesten Mode gekleidet.*“

Die meisten jüdischen Frauen waren tatsächlich immer äußerst elegant, besonders drei unverheiratete Schwestern, die Töchter eines reichen jüdischen Pelzhändlers, der öfter nach Frankreich und in andere Länder fuhr

und mit den extravagantesten Kleidungsstücken zurückkam. Groß-Gerau war zwar eine Kleinstadt, aber als Eisenbahnknotenpunkt mitten im Rhein-Main-Gebiet besaß es eine weltoffene Atmosphäre. Schließlich waren die benachbarten Großstädte nur eine halbe Zugstunde entfernt, und die Leute fuhren regelmäßig dorthin.

Ich sah Horst nun nicht mehr so häufig wie zuvor. Schließlich waren wir nicht mehr im Kindergarten, sondern in verschiedenen Klassen in der Schule. Aber wir trafen uns öfters auf der Straße, meist in Gegenwart von anderen Kindern, und wurden dann beide jedes Mal ganz rot vor glücklicher Überraschung und Verwirrung. Unsere Spielgefährten hänselten uns deshalb.

An den Samstagen spielte ich im Haus von jüdischen Freunden, und wir verbrachten eine schöne Zeit. Nach und nach verschlimmerte sich jedoch die Situation. Ebenso wie ich, so waren auch die meisten meiner jüdischen Freunde das einzige israelitische Kind in ihrer Klasse, und alle begannen die Auswirkungen des Nationalsozialismus zu spüren. Einer meiner Freunde, ein kleiner Junge namens Gunter, wurde von seinen Mitschülern brutal verprügelt. Nach und nach wurden die jüdischen Kinder aus Groß-Gerau in jüdische Schulen in den benachbarten größeren Städten umgeschult und pendelten täglich mit dem Zug dorthin.

Eines Tages beobachtete ich vom Fenster aus, wie ein SS-Mann mit einem Gewehr über der Schulter vor unserem Geschäft auf und ab ging. Ich lief in den Laden hinunter und sah, dass er leer war – kein einziger Kunde war darin, was bei uns völlig ungewöhnlich war. Ich ging nach hinten in die Küche und konnte beobachten, wie Frauen ängstlich an die Küchentüre klopfen und flüsternd um Fleisch und Wurst baten, die mein Vater für sie aus dem Kühlhaus holte. Ich fragte meinen Vater, was los sei, und er antwortete: „*Du kannst das nicht verstehen, mein Kind, aber wir werden boykottiert – allen jüdischen Geschäften geht das so. Deshalb kommen einige unserer treuen Kunden heimlich an die Hintertüre und haben Angst, dabei entdeckt zu werden.*“

Ich erfuhr später, dass mein Vater an diesem Tag ein Schild ins Schaufenster gestellt hatte, auf dem das Versprechen des Kaisers aus dem Ersten Weltkrieg an seine Soldaten, zu denen auch mein Vater zählte, zitiert war: „*Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiss!*“

Einige Zeit später wurde es unmöglich, das Geschäft weiterzuführen. Mein Vater verpachtete es an einen seiner langjährigen Angestellten, und wir zogen in die Stadt Mainz um.

Umzug nach Mainz

Mein Vater mietete eine schöne Wohnung in der Kaiserstraße, eine der prächtigsten Straßen in Mainz, und begann, im Weinhandel zu arbeiten. Dies war ein Jahr nach dem Tod meines Großvaters.

Impressum:

Renata Schwarz: Von Mainz nach La Paz. Kindheit eines jüdischen Mädchens in Deutschland und Flucht nach Bolivien. Herausgegeben und aus dem Englischen übersetzt von Hedwig Brüchert. Mit einem Beitrag von Patrik von zur Mühlen.

Sonderheft der Mainzer Geschichtsblätter,
Veröffentlichungen des Vereins für Sozialgeschichte Mainz e.V., Mainz 2007
ISSN 1435-8026

Auslieferung durch: Verein für Sozialgeschichte Mainz e.V.
c/o Dr. Hedwig Brüchert
In der Meielache 21
55122 Mainz
Tel. 06131/676565
E-mail: hedwig.bruechert@uni-mainz.de
www.sozialgeschichte-mainz.de

Bankverbindungen:

Mainzer Volksbank Konto Nr. 231 756 016 (BLZ 551 900 00)
Sparkasse Mainz Konto Nr. 17 002 569 (BLZ 550 501 20)

Druck:

Rhein Hessische Druckwerkstätte Druckservice GmbH, 55232 Alzey

Die Drucklegung dieses Heftes erfolgt mit finanzieller Unterstützung durch die Stadt Mainz.

Bild Umschlag:

Renata Schwarz im Alter von 8 Jahren mit ihrer Mutter, Lina Rosenthal (Mainz 1934)

Die vorliegende Veröffentlichung umfasst den ersten Teil (Seiten 1–178) der Erinnerungen von Renata Schwarz, erschienen 1979 unter dem Pseudonym Renee Rosen in zwei Bänden im Verlag Carlton Press, Inc., New York, N.Y., USA unter dem Titel „It Happened in three Countries“. Die vollständige englische Originalausgabe kann bezogen werden bei:
Renata Schwarz, 317 West Englewood Avenue, Teaneck, NJ 07666-2851, USA.